

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** 163 (1890)

**Artikel:** Pfeil : kulturhistorischer Roman aus der Zeit der Pfahlbauern  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-657754>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 25.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



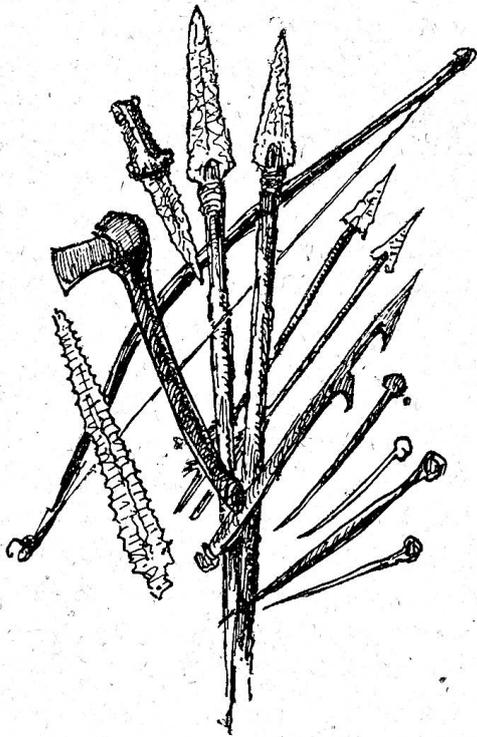
## Pfeil.

Kulturhistorischer Roman aus der Zeit der Pfahlbauern.

Im frischen, goldenen Morgenglanz lächelte der spiegelglatte See, der von einem breiten Schilfgürtel umsäumt war, über welchen auf sanft ansteigenden Anhöhen der alte Eichwald seine Wipfel breitete. Nach Süden stand schwarzer Tannwald auf den höhern Hügeln und in der Ferne glänzten die Schneeberge. Rauchwölkchen am Ufer verriethen die Menschen. Dort breitet sich, in den seichten See hinausgebaut, auf zahlreichen Pfählen eine hölzerne Terrasse, auf welcher eine Anzahl fensterloser Hütten steht, die aus rohem Rundholz und Weidengeflecht gebaut und mit Waldmoos und Lehm wind- und regenfest gemacht worden sind. Eine Brücke verbindet die Terrasse mit dem Festland. Auf dem äußersten Rande der Terrasse, gegen den See hinaus, sitzt eine lange Reihe brauner, bärtiger, langhaariger Gefellen mit schwarzen Augen. Ihre Kleidung besteht aus einem hänsenen Unterkleid, das einmal weiß gewesen ist, und einem Thierfell. So

sitzt Einer neben dem Andern, wohl ein Duzend, alle hängen die Beine nach dem See hinaus und erhalten dieselben in beständiger Pendelschwungung, was dem Anfangs etwas erschreckenden Bilde einen versöhnlicheren Charakter verleiht.

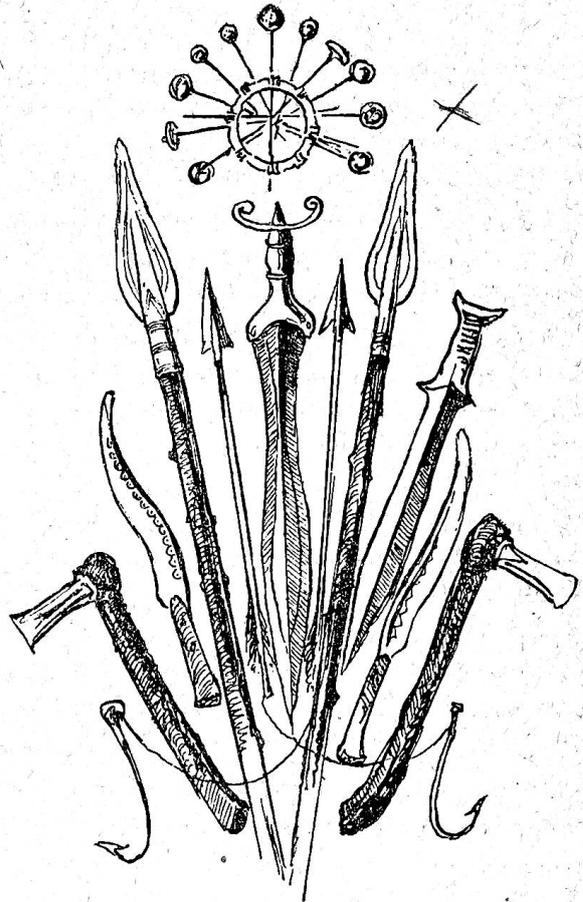
Immerhin sieht die Gesellschaft nach unsern Begriffen so polizeiwidrig aus, daß sie heutzutage sofort durch Landjäger über die Grenze spedirt würde. Sehr unförmlich wäre das freilich gegen unsere Vorfahren behandelt, und zudem war gerade dies die Behörde selbst, welche über Zucht, Sitte und Ordnung der Gemeinde zu wachen hatte, also der Gemeinderath, oder, wie wir den damaligen Wohnungsverhältnissen entsprechender sagen müssen: der Seerath. Es mag verwundern, daß sie sich schon am frühen Morgen versammeln; es ist aber zu bedenken, daß eine Sitzung des Seerathes die Seeräthe von der übrigen Tagesarbeit vollständig dispensirt, und daß gegen Mittag das Verzehren eines Edelhirsches oder Wildschweines bei der Mangelhaftigkeit der Tranchirwerkzeuge ziemlich viel Zeit in Anspruch nimmt. Ferner mag es verwundern,



Steinwerkzeuge.

daß sie alle in einer Reihe sitzen und gegen den See hinausschauen, statt einander vis-à-vis oder im Kreise herum. Das mag seine Erklärung darin finden, daß es in späterer Zeit in benachbarter Gegend einen Gemeinderath gegeben haben soll, der in einer Zeile rittlings auf einer Bank soll Sitzung gehalten haben, weil Keiner den Andern anschauen durfte und sie infolge dessen auf diese Weise am ungenirtesten waren. So arg war es bei unserm Seerath nun allerdings nicht; aber sie mußten sich gestehen, daß sie bis dahin durch Herstellung von Steinbeilen und andern Geräthschaften sehr viel für ein Landesmuseum, jedoch für Erziehung, für Gesundheitspolizei, Armenwesen, Altersversorgung und Aufklärung Nichts, rein Nichts gethan hatten. Sie konnten das freilich, wo ihnen Niemand mit gutem Beispiel voranging, nicht schwer nehmen.

1889



Bronzewaffen und Zierrathen.

Aber der Umstand, daß die administrative und die richterliche Thätigkeit noch nicht getrennt, sondern in derselben Behörde vereinigt war, brachte es mit sich, daß sie Jeden, der ihnen für das Armen- oder Vormundschafswesen unbequem war, ruhig konnten verschwinden lassen. So kam es, daß ein Seerath gewöhnlich reich wurde, aber bald ein gedrücktes, sorgenvolles Wesen annahm und, wie gesagt, lieber, die Ellbogen auf den Knieen, in's Wasser, als dem Kollegen in's Auge schaute.

Es ging zudem gegenwärtig eine ängstliche Stimmung durch die Gemüther. Es war ein unheimlich Zittern in der Luft, wie vom Anbrechen einer neuen Zeit. Sonnen- und Mondfinsterniß und Komet halfen, die Gemüther zu beängstigen und das Gewicht der neuesten Nachrichten zu steigern. Es konnte nicht gut kommen,

S

was die böse, neue Zeit so Unerhörtes brachte, Unheimliches! Vernichtung der heimischen Industrie, gänzliche Verarmung, Einreißen des Schwindels, Zerfall der guten, alten Sitte, Aufhören aller Religion! Man hatte bisher in gut ehrbarer Weise, wie es einem rechten Pfahlbauer von ächtem Schrot und Korn geziemte, die Steine so zerschlagen, daß Beile, Lanzenspitzen, Messer daraus wurden, und hatte sich in dieser ehrbaren Kunst eine lobenswerthe Fertigkeit erworben. Man hatte an Knochen und Fischgräten so lange herumgekrast, bis Nadeln, Pfeilspitzen und Nägel daraus entstanden sind; das Alles in guter, alter Treue und Gottesfurcht.

Jetzt aber war ein Hausfiter aus der Ostschweiz gekommen und hatte von einer wunderbaren Kunst erzählt, die Einer über die hohen Berge gebracht habe, mit Feuer Steine zu schmelzen und in Formen zu gießen. Waffen, Messer, Haarschmuck, Werkzeug wird nun auf diese Weise erstellt. Eine schön verzierte, glänzende Bronzhaarnadel — er brauchte natürlich nicht diesen Ausdruck — habe er einem jungen Seeländer verkauft.

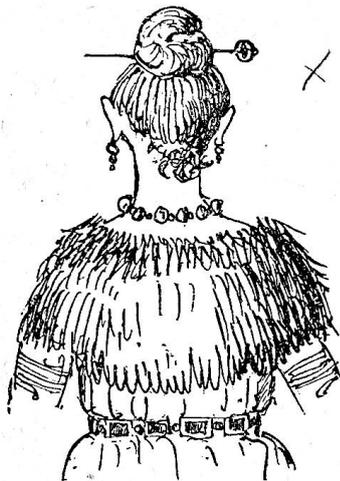
Wahrlich, wenn es nun so kommen sollte, war obrigkeitliches Aufsehen in höchstem Maße geboten. Sofort wurden Spizel (Pfahlspezel) ausgesandt, nach diesem Seeländer zu fahnden, und nun hatte man ihn; mit dem Rücken an die Wand einer Hütte gelehnt, saß er gebunden hinter den Rücken der Seeräthe, die ihn auf diese Weise nicht anzusehen brauchten. Der Hausfiter aber, der die Kunde gebracht und die Haarnadel eingeführt hatte, büßte seine That mit dem Leben, wegen Aufreizung zur Neuerungsucht und weil er ein Ostschweizer war.

Der Gebundene war ein junger Mann von feurig blickenden Augen, stolzem und intelligentem Aussehen und sauber gewaschen. Daß waren Eigenschaften, die ihn beim Seerath nicht empfehlen konnten. Man konnte nicht wissen, was der im Schilde führt. Er war ohnedem von sehr dunkler Herkunft und intelligenter, als die übrigen Pfahlbuben. Es braucht Nichts, als daß er mit solch' neuem Zierrath dem Weibervolk die Köpfe verdreht, und daß zuletzt Niemand mehr Steine klopfen und Knochen kratzen mag! „Was soll aus der Welt denn noch werden, wenn solche Dinge geschehen!“ Das war der Refrain

der Berathung, die übrigens in aller Gemächlichkeit geführt wurde, während schon vom Lande her der Schweinsbraten herüberduftete. Dieser Umstand stimmte den Rath günstig. Er begnügte sich, dem Gefangenen begreiflich zu machen, wobei immer Einer ergänzend in die Rede des Andern fiel, daß er ein fauler Hund und ein Fözel sei, und daß er sich streichen solle; so neumödische Pfahlherreli brauchen sie nicht am Moossee. Der Weibel löste seine Banden und der Seerathspräsident entließ ihn eigenfüßig mit einem Tritt.



Der junge Mann, der uns zu interessiren beginnt, trug einen Namen, welcher, in unsere ungeschickte Sprache übersezt, den, wenn richtig abgeschossen, dann auch sicher treffenden Pfeil bedeutet. Der Kürze halber müssen wir auf diesen vollständigen Namen verzichten und uns mit „Pfeil“ begnügen. Aus Pfeil's Augen sprühten Zorn über die erlittene, unwürdige Behandlung und Unwillen über den mangelhaften sozialpolitischen Standpunkt der Behörde; aber bald wichen diese Regungen der Freude, daß er einer großen Gefahr entronnen und seine Liebste wiedersehen durfte, die er mit der Bronzenadel



zum glücklichsten Geschöpf des Seelandes gemacht hatte. Freilich wurde die Freude wieder umbüßert durch die bittere Nothwendigkeit, die Seegestade verlassen zu müssen, da er fischend und jagend, rudern und schwimmend seine Jugend verbracht hatte. Und ob seine Seerose ihm folgen wird aus ihrem mütterlichen Pfahlbau?

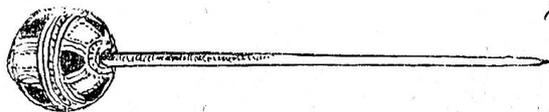
Schwerlich, denn die Sitte wollte, daß die junge Frau bei ihrer Mutter blieb.

So war es. Er traf seine Angebetete auf einem Holzblock vor der Hütte auf dem Pfahlbau sitzend, wie sie Netze flickte. Die Bronzenadel mit dem großen Knopf war kokett durch das rabenschwarze Haar gesteckt. Pfeil saß zu der Seerose Füßen; ihre Hände vergaßen bald die Maschen und ihr Köpfschen neigte sich zum Geliebten. So saßen sie da und schauten stumm in den weiten, von der untergehenden Sonne vergoldeten See hinaus. Dann nahmen sie Abschied von einander; denn in die unsichere Zukunft eines Flüchtlingslebens konnte sich eine ehrbare Pfahltochter nicht einlassen.

Für Pfeil, den Verbannten und Verlassenen, begann nun ein mühsames, anstrengendes Leben. Er hatte sich als nächstes Ziel die Anhöhe eines Berges gewählt. Dort oben, im Schutze einer Felswand, baute er sich seine Hütte mit dem Steinbeil; theils aus alter Gewohnheit, theils zum Schutze gegen Bären und Wölfe auf übermannshohe Pfähle. Seine sichere Waffe verschaffte ihm Nahrung, und die Menschen der Ebene ließen den Einsiedler gewähren.

Kaum hatte er sich ordentlich häuslich eingerichtet, da theilte sich eines schönen Morgens das Dickicht, und vor ihm steht in voller Schönheit seine Seerose. Sie kommt nicht aus eitler Tändelei, sondern Hülfe suchend, angstverstört. Zuerst streckt sie die kostbare Metallnadel dem Geliebten entgegen, daß er sie in Sicherheit bringen soll, und dann erzählt sie in fliegender Hast ihre bittere Noth. Drunten am See, von

einer Pfahlstation zur andern, war Unordnung, Revolution, Elend ausgebrochen. Sie selbst sei ihres Lebens nicht mehr sicher. Sie hat sich nicht mehr zu schützen gewußt vor den Angriffen sämmtlicher Pfahlweiber und Pfahlstöchter auf ihren Haarschmuck. Und nachdem sie ihn wacker gegen Alle vertheidigt und bewiesen, daß ihr das köstliche Geschenk gegen alle Fischgräte des Seelandes nicht feil sei, habe man sie aus blassem Neid als höchst unsittliche Person in Verruf gethan.



Dann sei auf sämmtlichen Stationen Hausstreit ausgebrochen. Die Weiber wollten keine Netze mehr anrühren, bevor sie auch Bronzahaarnadeln bekämen, und endlich habe von den Männern Einer nach dem Andern still den See verlassen. Schon von der Sitzung des Seerathes seien nicht die Hälfte der Seeräthe wieder heimgekommen; man habe Spuren, daß sie heimlich ostwärts abgezogen seien, doch habe Keiner dem Andern das Ziel seiner Wanderung verrathen. Infolge dessen mußten die Weiber die Arbeit der Männer mitübernehmen und dadurch habe sich ihre Stimmung dermaßen verschlechtert, daß überall Zank und Streit sei; sie aber, die unschuldige Seerose, müsse an Allem Schuld sein und sei, wie gesagt, ihres Lebens nicht mehr sicher.

Der freundliche Leser weiß, daß in der kleinsten Hütte Raum ist für ein zärtlich liebend Paar und daß, wenn eine wackere junge Frau ordnend in eine Junggesellenwirthschaft eingreift, sich bald Alles wohnlicher gestaltet. So war es bei unsern Deutchen auf sonniger Höhe.

Fühlten sie sich auch erhaben über die Leute am See, so konnten sie es doch nicht lassen, zuweilen nach den Zuständen zu forschen, die unten herrschten. Sie haben vernommen, wie ein Pfahlbauer und Pfahllehenmann nach dem andern wieder heimkam aus der Fremde; jeder war mit Beil, Schwert, Spieß, Messer aus Bronze bewaffnet und mit zahlreichem Schmuck für Gemahlin und Fräulein Töchter. Und es gab deswegen keinen Untergang von Moral und Religion. Der Seerath aber beschloß, sich in die unvermeidlich hereinbrechende neue Zeit zu fügen und etliche der geschicktesten an-

gehenden Pfahlbauern mit Stipendien in's Ausland zu schicken, um Bergbau und Schmiedekunst zu erlernen. Zugleich wurde die Gründung einer Zeichnungsschule für Bronzemuster in Aussicht genommen.

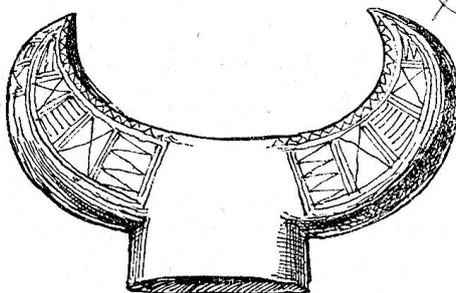
In den Augen der Leute war und blieb aber Pfeil trotzdem ein Rezer und Neuerer, wiewohl sie seinem Geschmack getreulich nachgefolgt waren. Daß er aber nun sein junges Weib bei sich aufgenommen hatte und bei sich behielt und sich dieses sogar wohl befand und dazu in einem solchen für eine Pfahlbäuerin absolut nicht standesgemäßen Logis, das überstieg die Grenzen. War das nicht ein Hohn auf jeden guten Brauch? Mußte nicht ihr ganzer Stamm in Mißkredit kommen durch die Existenz einer solchen Waldhütte? Ein Vaterlandsverräther, der dem Stolz

der Nation in's Gesicht schlug, indem er die von allen damaligen Touristen bewunderten Pfahlbauten schändlich verachtete! Dem mußte ein Ende gemacht werden. Die Alten hezten, die Weiber lästerten, bis die hoffnungsvolle Jugend sich aufmachte, das junge Glück der Pfeil gewaltsam zu zerstören. Diese aber hatten Wind bekommen, ihre wenigen Sachen

zusammengepackt und sind westwärts gewandert, wo es ihnen schien, daß es wärmer sei, daß das Korn besser wachse und die Menschen aufgeklärter seien. Deshalb traf die übermüthige Jugend nichts an als die leere Hütte, in der sie sich einnistete und den Tag über allerlei Unverübte; denn sie sah hier oben so viel Neues und Schönes, die Luft war so frisch und frei, und die lästigen Mücken waren unten geblieben. Als dann der Herbst kam, dichter Nebel bis Mittag über dem See lagerte und tagelang der Regen herabrieselte und es unten und oben und überall naß war, da kam die Zeit, wo das ganze Volk, jung und alt, den Schnupfen bekam. Hielt solches Wetter an, so wälzten sich die Jüngern in fürchterlichem Zahnweh, die Köpfe in Felle frischgeschlachteter Thiere gebunden, auf der nassen Plattform herum, die Alten knieten in den Hütten vor den steinernen Mondsiceln, die sich jetzt im Berner Museum befinden, und flehten dieselben an um Erlösung von ihren

Gliederschmerzen. Da war es zuerst die Familie Hecht, die, von rasenden Rheumatismen geplagt, ihr feuchtes Logis quittirte und in der Verzweiflung hinaufzog, sich auf freier Bergeshöhe anzusiedeln, genau da, wo noch die Reste von Pfeil's Hütte standen. Es war dieselbe Familie, der die Vertreibung Pfeils in erster Linie zu verdanken gewesen war. Bald fand Jedermann dies Verfahren ungemein vernünftig und Niemand gedachte mehr dessen, der eigentlich dazu den ersten Anstoß gegeben hatte. Und so kam es, daß die besser Situirten auf freier, sonniger Höhe, in den Lichtungen des Waldes und, wo noch höher hinauf Weiden sich dehnten, wackere Sennen wurden, und nur noch armes Fischer-volk die Pfahlhütten bewohnte.

Aber einmal aus dem Sumpf heraus, einmal den Weg des Fortschritts betreten, wirkte das Beispiel Pfeils, das Niemand anerkannte, dem Niemand Recht gab, dennoch unwiderstehlich. Auf der Höhe droben, bei dem weiten Blick in die Ferne, erwachte die Wanderlust. Pfeil, der sich im Waadtland als erster Waffenschmied etablirt hatte, und dessen Produkte weit und breit ein ungeheures Re-



Mondbild aus Stein.

nommée erlangt hatten, der versorgte nun seine Landsleute, seine ehemaligen Seeleute, auf ihren ersten Kriegszügen mit Kriegswaffen. Auch die wackeren Söhne, die aus der Ehe Pfeil-Seerose hervorgingen, trieben das goldene Handwerk des Vaters und würden heute sehr gerne bronzene Schwerter zu den Preisen liefern, wie sie das Nationalmuseum wird bezahlen müssen.

Diese Schwerter sind längst nicht mehr Ordnonanz, aber die Menschennatur ist sich gleich geblieben, welche das Neue und dessen Bahnbrecher verschimpft und verfolgt und sich trotzdem auf der Straße weiterbewegt, die Jene geschaffen haben.

#### Billige Beköstigung.

Mutter (zu ihrem Töchterlein): „Da, Kosi, hast ein Stück Brod, geh' hinüber in Nachbar sein Garten und stiehl Dir ein Paar Aepfel dazu!“